

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 7 (1903)

**Artikel:** Die Tochter des Philosophen

**Autor:** Wiget, Sophie

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576032>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Die Jagd nach dem Glück. Nach der Radierung von Albert Welti, Zürich-München.

Höflein und sucht sein Glück im fernen Land. Doch, in der Mondnacht, die er sich zum Ausritt erwählt, treibt's ihn noch einmal in die Nähe der einstigen Freundin. Wenigstens Lebewohl will er ihr sagen. Vor ihrem Fenster verhält er sein Pferd. Das Lied, das er ihr damals gesungen in jenen vergangenen Tagen ihrer frühlingsfrischen Liebe, das bläst er ihr noch einmal zum Abschied. Und im schlaflosen Janvier dieser Nacht, durch die helle Stille klingen die Töne zu ihr. Sie weiß, es ist sein Scheidegruß. Reglos, gebannt an die Seite des im schären Bett ruhig schlummernden Gatten, liegt die unselige Frau. Nur ihre Augen sind in verzweifelnden Verlangen nach dem Fenster gerichtet. Im Mondlicht erkennt sie die geliebte Gestalt, und in der Not dieser Stunde schaut sie klar ihr künftiges Leben. Der Mann, den sie liebt, wird in der Freunde eine neue Liebe suchen und finden; sie aber bleibt zurück mit der schreienenden Schnücht in Herz nach einem Glück, das sie künftig verschert hat. Verfehlte Liebe — verfehltes Leben!

Künstlerisch zum mindesten ebenbürtig reißt sich der „Mondnacht“ „Der Weg zum Hades“ an. Mühselig schleppst der Greis sein schweres Kreuz auch noch auf diesem letzten Gang; hochaufgerichtet geht ihn die Jungfrau, die Arme voll Blumen, widerwillig muß der Geizige folgen; verzweifelt umklammern sich zwei Menschen, die nicht von einander lassen wollen; den Blick in schönere Fernen gerichtet, schreitet ein Künstler traumverloren einher — ein jeder geht nach seiner Art, nach den Gefilden in seiner Brust den Weg zum Hades, das Endziel nur ist allen gemeintam — die Vernichtung. Einen ähnlichen Gegenstand behandelt die „Sinfonie“, nur herrscht hier mehr Unruhe, mehr Chaos. Die Fluten brausen heran, noch kurze Zeit, und sie werden alles verschlungen haben, den Schachjuden, der sich angstergüßt gegen das Wasser wehrt, den Jüngling, der auf den Baum klettert, die teils mutlos-tobesbängen, teils in würdiger Ruhe das Unvermeidliche erwartenden Frauen und Männer in der stilvollen Säulenhalle. Aber das Ershütternde in diesem Bilde ist nicht die nahe Todesgefahr, es ist vielmehr der Gedanke des Künstlers, der mit bitterer Schärfe spricht: Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht.

Neben diesen ernsten und schweren Werken, die für ernste und schwere Stunden in Albert Weltis Leben

zeugen (denn dieser Künstler ist eine so starke Individualität, daß er nur von innen heraus gestalten kann), stehen Arbeiten, die uns den lachenden Welti vertraut machen. Das ist vor allem der entzückend fröhliche Scherz mit der tiefern Note: Amor vincit. Unter einem Baum sitzen drei ungleiche Gestalten: ein junges Mädel, ein junger Bursch und ein alter, reicher Freier. Der predigt den jungen Leuten von der Macht des Gelbes. Die beiden hören ihm zu, ohne ihm zu glauben; denn sie wissen nur von der Macht der Liebe, und das junge Mädel will gewiß nichts anderes lernen, trotz des Blumenstrausses in der Hand des Alten und des Hunderttausendguldenstückes, der über ihm in der einen Schale der Wage liegt, während in der andern Freund Amor so gewichtig thront, daß seine Schale zugunsten des jungen Paars sinkt. Die Liebe hat gesiegt.

Voll feiner Details ist die „Jagd nach dem Glück“. Wie sie sich drängen und stoßen, alle diese Gestalten, die einander den Platz nicht gönnen, wie kleinlich und egoistisch sie kämpfen, oft um ein Ziel, das nicht der Mühe lohnt — Ameisengekrabbel, das der Niesenfuß der Zeit achtslos zertretens wird!

Abgeklärte Kunst spricht aus der „Amazon“ und den „Rebelleitern“; besonders bei der Amazon hat man das Gefühl, daß sie nur um ihrer selbst willen da ist. Die „Rebelleiter“ sind ein Gemälde von äußerst reizvoller Farbenwirkung.

Der „Gruß aus dem Limmattal“ mit dem Höngger Kirchturm ist ein sehr anmutiges Landschaftsbildchen; humoristisch und dabei technisch ungemein geschickt sind die beiden Karten von Albert Weltis beiden Wohnorten bei München, Pullach und Solln, ebenso die Doppelfarbe, die er, als er noch in Zürich war, für die Mittwoch-Höfli-Gesellschaft zeichnete. Unter den verschiedenen Neujahrskarten, die er entwarf, fällt die für Neujahr 1903 bestimmt besonders auf. Einige groteske Mietjen werfern sich die Freuden des vergangenen Jahres zu, damit sie sicher auch ins neue gelangen. Da Welti als Verkörperung der Freuden weibliche Gestalten wählt, wurde ihm dies ungut ausgelegt. Die Unterschrift: „Die Weiblein sind die Freuden, die vom alten Jahr ins neue kommen mögen ohne Gefahr“ verstärkten noch den Zertum. Welti legte den betonten Nachdruck auf „die Freuden“, seine Nögler auf „die Weiblein“.

Unabhängig ist dies ein Streit um Worte; denn die Zeichnung ist auf alle Fälle so frisch und so phantastisch hübsch, daß auch ängstliche Gemüter sich ruhig daran erfreuen dürfen.

Ein kostliches Einfall verlieh der Künstler Ausdruck, als er die Einladungskarte für eine Ausstellung im Salon Fritz Gurlitt zu Berlin zeichnete. Aufs hohe Meer hinaus wagt sich der Jungling im schmalen Kahn, um die Kunst zu erringen; auf wildem Pferd jagt er, die Palme in der Hand, allerhand merkwürdige Gestalten, die ihn erreichen wollen, voraus. Aber über ihm, in großen Rätsig, wirbt die Kunst dreistiert und abgerichtet, und was diese Vögel zum besten geben, wird eifrig beflascht und betrachtet.

Vielleicht hat manche eigene und fremde Erfahrung Welti bei dieser Arbeit beeinflußt. Er, der stets mit ganzem Herzen, mit ganzem Wollen und starker eigener

Kraft die Kunst umwarb, hatte allerlei Zurücksetzung zu erdulden. Und das ist natürlich. Denn jede wirkliche Eigenart trägt ein Stück Fremdheit in sich, und deswegen steht die Allgemeinheit ab. Immerhin: hinter dem Künstler steht der Mensch Albert Welti, und dieser humorvolle, ehrliche und so eigenartig phantastische Mensch wird sich weiter vervollkommen in der Leidenschaft. Der Mann, der erst Anfang der Bierzigerjahre stand, hat noch viel zu geben. Arnold Böcklin, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer eroberten sich erst in reisern Jahren die größeren deutschen Kreise: ihr zürcherischer Landsmann Albert Welti wird heute schon mit Ehren genannt, wo deutsche Kunst eine Heimstätte hat. Das prophezeite Wort Böcklins hat sich erfüllt: Aus dem jungen, hilfesuchenden Maler ist „etwas geworden“, etwas Seltenes und wertvoll Schönes: ein tüchtiger Mensch und ein tüchtiger Künstler.

Irma Schurter-Goeringer, Zürich.

## Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

Mit Verwendung eines englischen Stoffes.

(Fortsetzung.)

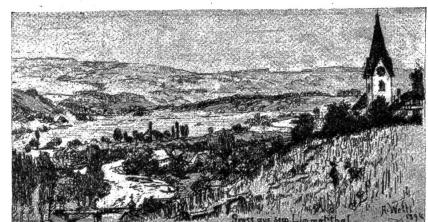
Als sie die Türe erreicht haben, wendet sie sich erröthend an ihn. „Ich danke Ihnen, Herr Barronen“, sagt sie mit ihrer weichen Kinderstimme; „ich bin Ihnen so dankbar für Ihr Schweigen und Ihre Hilfe.“ Sie haben gesehen, wie mir zu Mut war. Das ist mehr als gut von Ihnen gewesen.“

„Und ich darf nichts mehr sagen?“ fragte er fast zitternd. Ihre Bewegung und ihre weiche Stimme rührten ihn noch mehr. „Jetzt nicht“, antwortet Phryne, kaum wissend, was sie sagt.

„Sie — Sie haben mich so überrascht. Ich habe das gar nicht erwartet. Eines Tages kann ich vielleicht Streng oder Corona sagen, was ich darüber empfinde. Aber jetzt nicht, ich könnte es nicht ertragen. Ich muß allein sein.“ Dort kommt Geraldine, um Sie zur Tennispartie abzuholen.“

Gurus ist folgsam und verabschiedet sich, obwohl es ihn ungälig wundert, wie er Phrynes Worte anzuhören hat. Diese starkgeitigen Mädchen sind immer so schwer verständlich. Sie sagen nie gerade heraus, was sie meinen. So geht er dann zum Tennisplatz und setzt sich an Geraldines Seite.

Die arme Phryne, die von diesem Vorfall erregt und unruhig ist, zieht sich in den kleinen Salon zurück. In ihr Zimmer darf sie nicht gehen. Sie hält sonst das Weinen nicht mehr zurück. Ihr Vater ist im Salon; er sitzt in einer Sofaecke und liest. Corona ist auch da; eine unklare blaue Wolke erkennt Phryne als Corona.



Schreck und neuen Jammer zu verbergen, hat sie mit erzwungenem, intensivem Interesse um sich geschaut, und was noch mehr ist, sie hat entschieden mehrere Gegenstände erkannt.

Eine Zeitung liegt auf dem Mitteltisch des Zimmers. Von ihrem Platz aus sieht sie Psyche als undeutlichen weißen Fleck. Halb dem Vater zu Gefallen und halb um ihren Gemütszustand zu verbergen, will sie den Versuch machen, die Zeitung zu lesen. Ihr Vater dringt immer in sie, sie möge doch versuchen zu lesen, desgleichen der Arzt und Sirena und Corona und jedermann. Wenn sie nur recht wolle, so meinen alle, dann könne sie lesen. Nun gut, sie will jetzt, sie will es ihnen zu Gefallen. Und mit der Festigkeit des Entschlusses, die ihr im Blut liegt und ein Erbstück ihres Vaters ist, nimmt sie sich vor zu lesen, ob es noch so schwimme und tanze vor ihren Augen.

So erhebt sie sich und tastet dem Tisch zu, wo die Zeitung liegt. Corona sieht es und geht zu ihr, um ihr zu helfen. Doch Psyche winkt ihr freundlich, aber bestimmt, sie allein zu lassen. Sie fasst die Zeitung mit bebenden Fingern. Der Vater schaut ihr über sein Buch hinweg zu. Sie schaut lang und fest auf den Titel, ihre ganze Willenskraft konzentrierend, und bemerkt

nun zu ihrer Überraschung, daß sich die Buchstaben groß und deutlich vor ihren Augen abheben. Es sind die «Dépêches Algériennes», die sie in der Hand hält, datiert vom 26. Februar. Zufrieden mit ihrem Erfolg, kehrt sie zu ihrem Sitz zurück und verflucht die Telegramme zu lesen.

Während sie auf den kleinen Druck starrt, fesselt ein einzelnes Wort ihr Auge, ein Wort, das nicht schwimmt und tanzt vor ihren Augen, sondern in hartumgeschriebenen, schwarzen Buchstaben das steht; es brennt sich wie Feuer in ihr Gehirn.

Es heißt — Linnell.

Sie schreit fast auf. Sie ist entsetzt und doch seltsam fasziniert. Sie weiß ja, daß er tot ist, so bringt das Blatt nun noch einmal die Nachricht?

Mit einer schrecklichen Anstrengung hält sie ihren Schrei zurück, kämpft sie gegen die Besinnungslosigkeit. Sie ist bläß und kalt wie eine Tote; mit fast übermenschlichem Willen konzentriert sie jetzt noch einmal ihren Blick. Die Wissenschaft hat recht. Es braucht nur eine ungewöhnliche Willensanstrengung, und Psyche sieht. Wie Flammen treten die Worte hervor: „Biskra — Linnell — Chartum — Gordon —“

Sie beißt auf die Lippen, bis fast das Blut kommt und krallt sich die Fingernägel in die Haut ein, um die Aufregtheit zu vermehren. Sie strengt wahrlich jetzt ihre ganze Willenskraft an, weder die Ärzte noch der Vater könnten mehr von ihr verlangen.

Langsam, langsam treten diese kritischen Worte mehr hervor. Linie um Linie reiht sich aneinander. Nur die Farben scheinen so seltsam, sie glühen und glimmen wie verschmolzenes Gold; es ist schmerzlich, sie anzuschauen. Jetzt hat sie das Telegramm beisammen, der Druck erscheint nun scharlachrot auf einem brennenden Grund von leuchtendem Goldgelb.

Sie liest:

„Biskra, den 24. Februar. Araber, die aus den Dänen kommen, melden heute, daß eine Karawane die Wüste durchkreuzt, die einen Überlebenden von Gordons Truppe mit sich führt. Nach der gegebenen Schilderung ist es wahrscheinlich, daß der Flüchtling ein Engländer ist. Die Araber nennen seinen Namen als Sir Linnell. Und tatsächlich ist ein englischer Offizier dieses Namens nach der Groberung Chartums vermisst worden. Die Karawane kann ungefähr am



Nebelreiter. Nach dem Gemälde von Albert Welti, Zürich-München.

sechsten nächsten Monats in Biskra eintreffen."

Psyches Kraft reicht aus, bis sie zu Ende gelesen hat; dann ver sagt sie gänzlich, und das Mädchen sinkt ohne Bewußtsein zusammen.

\* \* \*

Als Psyche wieder zu sich kommt, liegt sie auf dem Bett in ihrem kleinen Zimmer. Aus den flüsternden Stimmen um sich her erkennt sie, daß der Vater und Sirena sich über sie neigen. Aber um sie her ist es dunkle Nacht, in die nicht ein einziger schmaler Lichtstreifen fällt. Sie schaut mit lebenden Augen auf in der Richtung, wo sie ihrem Vater hört.

„Ich weiß, Liebling,“ sagt er mit erstickter Stimme, „ich habe es gelesen. Ich verstehe alles. Aber mein liebes, liebes Kind — deine Schenkung ist ja zurückgekommen, du hast es geschenkt, hast es gelesen!“

„Es ist das letzte, was ich auf der Erde sehen werde, es sei denn, ich sehe ihn,“ antwortet sie feierlich. „Meine Augen sind jetzt ganz dahin. Ich sehe auch nicht den leisesten Glimmer von Licht. Es ist schwarze Nacht um mich.“

Das ist das erste Mal, daß Vater und Tochter so offen auf Linnell hinweisen, seit jenem Tag des schrecklichen Erwachens in Roserton. Dumaresq schweigt; er ist über sein Kind geneigt; heiße Tränen fallen ungehindert auf ihr weißes Gesicht. Er hält die schmale, kleine Hand mit verzweifelndem Druck.

„Ist er es, oder ist es der andere, der zurückkehrt?“ ruft Psyche. „Ich halte diesen Zweifel nicht aus, Vater, ich muß Gewißheit haben. Wie kann ich sie mir verschaffen? O Vater! Glaubst du, daß er es ist, oder glaubst du, es sei der andere?“

Es ist ein Schrei aus gequälter Seele, der Mitleid fordert. Er zieht Dumaresq das Herz zusammen. Seine Stimme ver sagt ihm fast, nun er antwortet:

„Mein Liebling, ich wage nicht, dir eine falsche Hoffnung zu machen. Ich glaube, Sir Lüftner sei gemeint, weil das Blatt sagt, ein englischer Offizier.“

„Ja, ja!“ antwortet Psyche fast ungeduldig und setzt sich im Bett auf; „aber das sind doch nur Mutmaßungen. Das Blatt weiß auch nicht mehr als wir. Die Franzosen verstehen sich gar nicht auf die englischen Titel, sie sagen sehr oft, Sir‘ hin für Mr.‘.“

„Vielleicht!“ sagt der Vater leise, um die glimmende Hoffnung, die Psyche belebt, nicht ganz auszulöschen. „Wir wissen es eben nicht; wir müssen abwarten. Er wird bald in Biskra sein. Ich zittere nur für dich, Liebling, daß du dir falsche Hoffnungen machst.“

Psyche erhebt sich und versucht zu stehen. Ihr farbloses Gesicht trägt einen entschlossenen Ausdruck. Sie tastet zum Schrank und holt Hut und Mantel hervor.

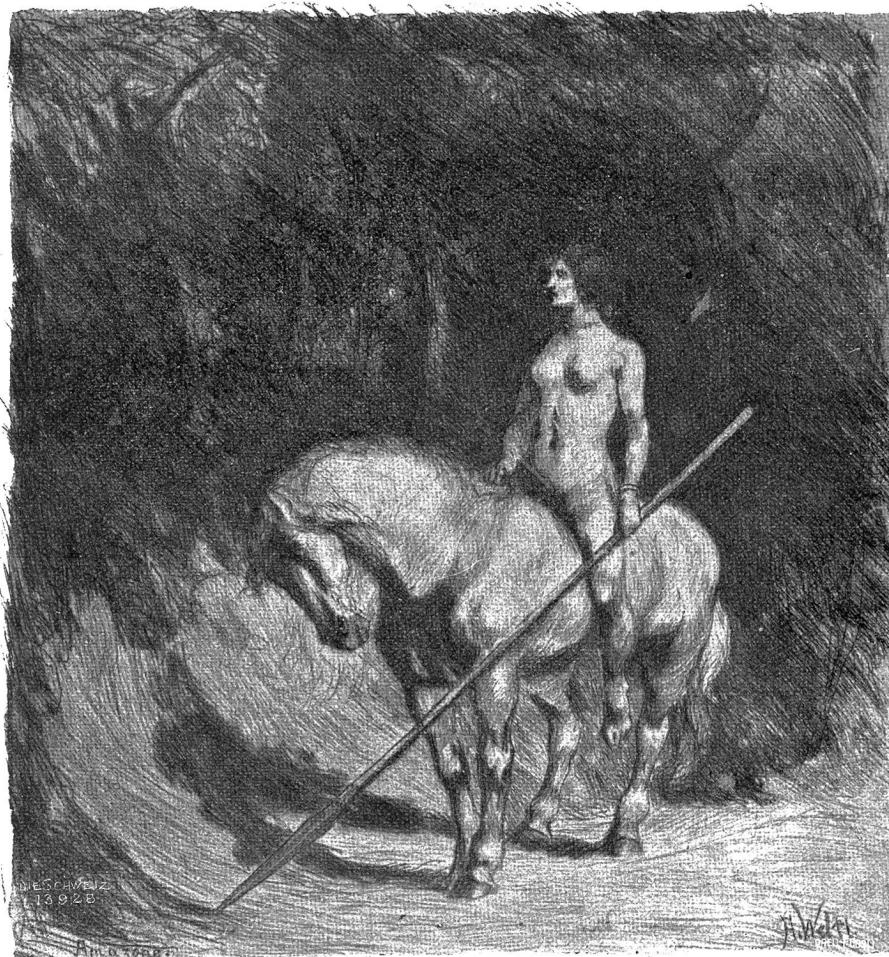
„Was willst du, Kind?“ fragt der Vater in Schreck und Staunen.

„Ich muß nach Biskra, Vater. Nach Biskra, und sehen, ob er es ist.“

„Kind, Kind — das ist ganz unmöglich!“

„Papa,“ sagt sie, die großen Augen blicklos auf ihn gerichtet, „ich muß! Ich fühle, daß ich muß. Ich kann unmöglich hier müßig warten mit dieser entsetzlichen Angst. Ich kann es nicht, Vater; meine Kraft reicht nicht aus.“

Sirena erfaßt ihre beiden Hände:



**Amazon.** Nach der Radierung von Albert Welti, Zürich-München.

„Psyche, du kannst nicht gehen; du bist nicht halb kräftig genug. Diese Reise in die Wüste wäre in deinem jetzigen Zustand dein sicherer Tod. Aber du sollst keine Minute länger, als nötig ist, in dieser schrecklichen Ungewissheit sein, wenn ich es machen kann. Cyrus und ich gehen für dich und senden dir telegraphische Nachricht, sobald wir etwas wissen.“

Psyche schüttelt unendlich traurig den Kopf.

„Das geht nicht. Ich kann nicht untätig warten. Ich muß etwas tun. Wenn ich jetzt nicht handle, so sterbe ich. Und wenn er es ist, so muß ich zur Stelle sein, wenn er ankommt, um ihn willkommen zu heißen.“

Ihre Augen sind trocken und tränenlos. Der Gegensatz zwischen ihren Worten und dem stillen Gesicht ist schrecklich zu sehen. Sirena drückt sie sanft auf den Stuhl zurück. „Weine, Liebling,“ ruft sie flehend, „weine, weine! Das wird dich erleichtern. Ich hätte dich so gerne zur Schwester gehabt; aber jetzt könnte ich fast mein Leben dafür geben, wenn nur dieser Flüchtling jener Mann wäre, den du wünschtest! Aber Cyrus und ich gehen nach Biskra; wir ruhen nicht, ehe wir dir die Gewißheit geben können.“

Während Sirena spricht, löst sich der Schmerz in Psyche, und sie kann weinen. Sirenas Worte haben den Bann gebrochen; ihre Hand hat die versiegelte Quelle geöffnet. Das arme Kind wirkt sich in den Stuhl zurück und schluchzt und stöhnt, wie einer, dem das Herz gebrochen ist. Aber sie will nach Biskra.

Die beiden setzen ihr auseinander, daß es unmöglich ist, daß die Reise weit ist und ihre Nerven solche Aufregungen nicht ertragen. Doch Psyche, eine geborene Dumaresq, bleibt diamant hart; sie fahrt hartnäckig zu ihrem Entschluß zurück: sie will und muß nach Biskra.

Haviland Dumaresq, fast außer sich infolge von Sorge und



Bur Ausfahrt der Mittwoch-Höffl-Gesellschaft nach Wohlen.  
Nach der Radierung von Albert Welti.

Selbstvorwürfen, ist auf dem Punkt nachzugeben. Ihr Ernst ist so groß, daß er nicht wagt, sie zurückzuhalten.

„Nun gut, Psyche, so gehe denn!“ sagt er tonlos.

Psyche erhebt sich, wanzt aber und fällt beinahe hin. Sie hat ihre wenigen Kräfte in dem Kampf verbraucht, um die Erlaubnis zu erlangen. Ein wahres Grauen faßt sie jetzt. Sie streckt ihre Arme in einem Anfall von Verzweiflung auf. „Ich kann nicht, ich bin zu schwach. Ich kann nicht einmal stehen. Legt mich aufs Bett — Papa — Sirena!“

Sie heben sie auf und tragen sie aufs Bett. Da liegt sie lange, still schluchzend. Dann tastet sie nach ihres Vaters Hand. „Vater,“ murmelt sie, „glaubst du an Vorahnungen?“

„Ich, mein Kind?“ antwortet Dumaresq, aus trübem Sinnem aufgeschreckt. „Nein, nein, entschieden nicht. Kein Gedanke oder Gefühl irgend eines menschlichen Wesens vermag uns irgend etwas Zuverlässiges fundzutun, ausgenommen, es wird uns kund auf den natürlichen Vermittlungswegen, dem Tast-, Geruchs-, Gesichts- oder Gehörssinn.“

„Vater,“ fährt Psyche mit unnatürlicher Ruhe fort, ohne seine Darlegung zu beachten, „ich glaube, in gewissen Gemütszuständen kann man irgendwie innerlich sehen. Ich habe eine Vorahnung, daß er es nicht ist. Es ist der andere, sein Better. Und er ist wirklich tot. Als ich mich vorhin vom Stuhl erheben wollte, fuhr es wie ein Strahl auf mich ein. Ich hatte die seltsame Wahrnehmung, daß er tot und blutend und ganz allein im Sand der Wüste liege. Ich sah es ganz klar.“

Sie sagt es so feierlich, mit der ganzen Kraft einer überwältigenden innerlichen Überzeugung, daß für einige Sekunden keines spricht. Sie sind wie gebannt von der unnatürlichen Sicherheit und Ruhe ihres Tones. Ihre blicklosen Augen scheinen in die Ferne zu dringen. Sie sieht aus wie jemand, für den Zeit und Raum nicht mehr ist.

Habiland Dumaresq aber, Philosoph bis in die Finger spitzen, weiß, daß das alles nur eine grundlose Illusion ist.

Nach einer Weile wendet sie ihnen ihr weißes Gesicht wieder zu. Der Vater legt die Hand auf ihre Stirn.

„Mein Kind, dein Gehirn ist überanstrengt; es führt dich irre. Wir werden nach Biskra senden und alles vernehmen.“

„Ich will fogleich mit Cyrus sprechen, wir können morgen mit dem ersten Zug schon gehen,“ sagt Sirena.

Psyche legt sich im Bett auf und faltet bittend die Hände.

„Nicht du, Sirena, ich kann dich nicht entbehren. Laß Corona gehen mit Herrn Vanrenen; aber du mußt da bleiben.“

— ich habe dich so lieb — ich kann jetzt keinen lieben Menschen mehr entbehren.“

Sirena küßt sie auf die Stirn.

„Ich danke dir, Liebste,“ antwortet sie tief gerührt. „Wenn ich aus diesem Grund hier bleiben soll, so will ich gerne die Freude dafür aufgeben, dir jenen Dienst zu tun. Aber wenn sie ihn dann finden, muß ich sie beneiden.“

„Sie werden ihn nicht finden,“ sagt Psyche mit der gleichen ruhigen Beharrlichkeit.

„Aber wenn sie ihn dennoch finden, Psyche, dann können sie ihm alles von dir erzählen, und das muß herrlich sein. Ich beneide sie.“

Jetzt kommt plötzlich wieder jene große Schen über Psyche.

„O, Sie dürfen ihm nichts erzählen, nicht einmal, daß ich hier bin. Wenn er noch lebt, wie kann ich nur wissen, ob er sich meiner erinnert? Alles, was ich wünsche, ist zu wissen, daß er lebt. Mir war er ja, ach — so, so viel — aber ich, ich bin ihm vielleicht nie wirklich etwas gewesen.“

Sie wendet sich ab und stöhnt. Scham und Verzweiflung spalten ihre Seele. Dann tastet sie wieder nach Sirenas Hand.

„Und wenn sie ihn nicht finden, Sirena, so brauche ich dich. Du mußt mir helfen, die Nachricht zu extragen. Du wirst mich halten, wenn ich sterbe. Du gibst mir den letzten Kuß nach dem Vater.“

Sirena steht und preßt die Hand aufs Herz. Sie können ihr nicht antworten. Sie wissen, daß sie wahr sagt. Daß jene Nachricht sie töten muß.

Sirena löst leise ihre Hand.

„Wohin gehst du?“ fragt Psyche rasch.

„Zu Cyrus, um es ihm zu sagen.“

„Noch nicht — jetzt nicht! Bleib' noch ein wenig bei mir! Denkt du, er werde gehen? Glaubst du, daß er so viel für mich tun wird?“

„O, Psyche! Wir würden bis ans Ende der Welt gehen, dir zu dienen! Wir halten es alle für einen großen Vorzug, wenn wir etwas für dich tun dürfen!“ Sirena sagt es mit einer Wärme, die überzeugend wirkt.

#### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Während sich im Hause diese Tragödie abspielt, sitzen Geraldine und Cyrus draußen auf dem Tennisplatz. Ihre Partie ist zu Ende; sie haben andern Raum gemacht, sitzen jetzt am Rajaurend, schauen zu und plaudern. Da öffnet der kleine französische Telegrammbote die Gartentür, hält ein blaues Papier lässig in der Hand und schlendert langsam der Haustür zu.

Cyrus schaut auf und sagt gleichmäßig:

„Ein Kabeltelegramm — wahrscheinlich für mich. Die Geschäfte sind nicht ganz glatt momentan in Cincinnati. Tenez, mon ami, bringen Sie das Telegramm hier herüber. — Vanrenen . . . Stimmt, es ist für mich. Entschuldigen Sie, Fräulein Maitland, wenn ich gleich hineinschau.“

Er reißt den Umschlag auf, liest und erblaßt. Dann läßt er einen kurzen Pfiff hören.

„Nun,“ sagt er mit gezwungener Ruhe, immer noch auf die Nachricht starrend, „das ist wenigstens deutlich und läßt kein Misverständnis aufkommen.“



Bur Ausfahrt der Mittwoch-Höffl-Gesellschaft nach Wohlen.  
Nach der Radierung von Albert Welti.

Er spricht zu sich selbst; Geraldine hat sein Erblassen bemerkt.

„Doch hoffentlich kein Unglück?“ fragt sie teilnehmend.

„Das nicht gerade,“ antwortet er ruhig mit einiger Zuschaltung. „Aber ein wenig schief stehen die Sachen schon ... Wollen Sie lesen?“

Geraldine nimmt das Telegramm und liest, ohne zu verstehen:

„Nationalbank gestern Zahlungen eingestellt. Ring auseinander. Firma ganz fertig. Berichte Einzelheiten, sobald Höhe unseres Verlustes kenne. Heute erste Gläubigerversammlung. Brinz.“

„Was soll das heißen?“ fragt Geraldine, über die eine unklare bange Furcht kommt.

„Das bedeutet: Ruin!“ antwortet der Amerikaner, der sich nun wieder ganz gefasst hat, in seinem gewöhnlichen, ruhig heiteren Ton.

„Ruin!“ Geraldine fährt entsezt zurück.

„Tawohl, ungefähr.“ Er lächelt ein wenig, wohl über ihren großen Schreck. „Unser ganzes Vermögen steht da drin. Es tut mir wirklich sehr leid, weniger um mich oder um die Mädchens; ich kann ja von neuem beginnen. Aber um Brinz, meinen Teilhaber; er ist ein älterer Herr und kränklich, und seine Kinder sind gerade in dem Alter, wo ihre Erziehung am meisten kostet.“

„Aber Sie haben doch nicht alles verloren?“ fragt Geraldine mit wachsendem Staunen.

„Jetzt sieht's ganz so aus; vielleicht gestaltet sich die Abwicklung ein wenig besser. Aber wie es auch aussäfft, ertragen muß es sein. Ich bin nicht der einzige Mann in Cincinnati, der gänzlich ruinirt ist heute, wenn die Nationalbank ihre Zahlungen einstellt.“

Sie schweigen beide. Cyrus zerknüllt das Papier zwischen den Fingern. Dann sagt er mit einer Stimme, der man jetzt wieder den inneren Kampf anhört:

„Es hat sich nun doch glücklich gefügt, daß Fräulein Dumaresq einen Wunsch, den ich an sie stellte, nicht erfüllen konnte. Ich bin jetzt froh für sie. Es hätte ihren Vater vielleicht sehr beunruhigt, wenn sie einen Bewerber angenommen hätte, der, wie sich jetzt herausstellt, keinen Ziegel auf dem Dach sein Eigen nennt.“

Geraldine schaut ihn mit unverhohlsener Bewunderung an.

„Wenig Männer hätten hier an gedacht in einem solchen Augenblick!“

„Nicht? Glauben Sie?“ fragt der Amerikaner mit geradezu kindlicher Verwunderung. „Das scheint mir nun der natürliche Gedanke zu sein, den ein Mann haben kann.“

Der kleine Telegrammbote hat all die Zeit dabeigestanden und von einem zum andern geschaudert. „Ist eine Rückantwort abzuwarten, Herr?“ fragt er schließlich.

„Nein, kleiner Mann, darauf gibt's keine Antwort. Aber hier ist ein Franken für dich!“

In diesem Augenblick kommt Sirena, noch schreckensbleich von der Szene, die sie im Psyches Zimmer durchlebt hat, auf die Gruppe zu.

„Cyrus,“ sagt sie aufgereggt, „das arme Mädchen ist in einem schrecklichen Zustand. Corona und du müssen sofort zusammen nach Biskra.“

„Biskra!“ fragt Cyrus verständnislos. „Biskra — das ist irgendwo in der Wüste, nicht?“

„Ja, ich weiß es,“ sagt Sirena hastig; „aber in der Wüste oder nicht, Ihr müßt gehen!“ Und dann zeigt sie ihm die Zeitungsnotiz und erzählt mit kurzen Worten, wie sie auf Psyche gewirkt hat.

In Cyrus vorher so blaßem Gesicht kommt das Blut zurück vor Schreck und Mitleid. Seine eigene Sorge tritt sofort in den Hintergrund, und Psyches Leidensgestalt nimmt sein ganzes Sinnen ein.

Geraldine sieht mit stiller Bewunderung, wie dieses fremde Leid ihm viel tiefer zu Herzen geht als sein eigenes. Er hat alles andere vergessen und lauscht nur Sirenas Worten. Als sie zu Ende ist, fragt er:

„Wann fährt morgen der erste Zug nach Konstantine?“

„Ich habe nachgeschaut, er geht schon um fünf Uhr.“

„Kommt Corona mit?“ fragt er, ohne eine Sekunde zu zögern.

„Ja, sie richtet schon das Gepäck.“

„Gut, ich bin bereit. Etwas muß getan werden, und je rascher dies geschieht, um so besser!“

„Und wenn Sie ihn finden?“ fragt Geraldine mit einer großen Frage in den Augen und mit erbleichenden Wangen.

„Wenn wir ihn finden,“ antwortet Cyrus entschieden, „so wird Fräulein Dumaresq ihn heiraten, denk' ich.“

„O, ich hoffe, Sie werden ihn finden!“

„Ich auch, um Fräulein Dumaresqs willen. A propos, Sirena, hier ist ein Telegramm! Schlechte Nachrichten von Cincinnati!“

Geraldine liest, ohne mit der Wimper zu zucken, und fragt dann ruhig:

„Das bedeutet sofortige Rückkehr, nicht, Cyrus?“

„Ja, zurückfahren und das Leben von vorn anfangen!“

„Und gerade jetzt, wo ich so gern bei Psyche geblieben wäre, bis diese schwere Zeit für sie vorüber ist!“

„Das kannst du dennoch,“ antwortet Cyrus prompt, innerlich rechnend; „ich glaube, ich kann so viel flüssig machen. Doch das sind Nebensachen; die Hauptache ist jetzt, nach Biskra zu kommen.“

Sirena nickt und wendet sich dem Hause zu. Cyrus zieht den Hut und bietet Geraldine mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Leben Sie wohl inzwischen, Fräulein Mailand! Entschuldigen Sie dieses plötzliche Verlassen; ich will den Mädchen bei den Vorbereitungen helfen.“

Geraldine blickt ihm warm in die Augen.

„Das ist einfach heroisch!“ ruft sie impulsiv, nach ihrem langen Schweigen und Beobachten.

„Was?“ fragt er, ohne sie zu verstehen.

„Nun, die Art, wie Sie alle diesen Schlag tragen,“ antwortet Geraldine mit heißen Wangen und glänzenden Augen. Sie fasst seine beiden Hände. „Und wie Sie gar nicht an sich selbst denken, sondern nur an Psyches Unglück. Ihr seid prächtige Menschen, ein jedes von euch, ich habe euch lieb, alle, und ich hoffe, daß Sie Psyches Geliebten finden werden!“

Cyrus zieht noch einmal den Hut. Geraldines Worte haben ihm eine Blutwelle in den Kopf getrieben. Dann schreitet er dem Hause zu und denkt darüber nach, wie sehr ihn Geraldines warme Worte und warmer Blick freuen könnten, wenn er nicht ein ruinirter Mann wäre.

(Fortsetzung folgt).

